

Thomas RUSTER, *Wandlung: ein Traktat über Eucharistie und Ökonomie*. 2. Aufl. Ostfildern: Grünewald 2009. 184 S. ISBN 3-7867-2602-7. – Es ist natürlich kein leichtes Unterfangen, bei der Reflexion auf die Eucharistie einen wirklich originellen Ansatz zu bieten. Das Buch des Dortmunder systematischen Theologen vermag dies durchaus, weil es eine zumindest liturgiewissenschaftlich etwas aus der Mode gekommene Kategorie wie „Wandlung“ von verschiedenen Seiten beleuchtet, vor allem dadurch, dass oikonomia-Konzepte verschiedenster Provenienz miteinander in Relation gesetzt werden – und dabei polarisiert und provoziert Th. Ruster, das sei schon vorweg genommen, in nicht unerheblichem Maß. Um den methodischen Ansatz richtig zu verstehen, muss ins Kalkül gezogen werden, dass gemäß seiner Lesart die mittelalterlichen Theologen mit den Diskursen über die eucharistische Gegenwart Jesu Christi in den Mahlelementen (Ruster stützt sich in den entsprechenden Passagen auf die jahrzehntealten Analysen von Hans Jorissen; vgl. bes. 89–98) gerade nicht dadurch motiviert waren, „Gott gewissermaßen in die Karten gucken und die Schärfe ihres Verstandes an der Erklärung des Wunders beweisen zu wollen“ (98). Vielmehr sei es für die Kirche – mit Niklas Luhmann systemtheoretisch gesprochen – darum gegangen, sich selber in rationaler Weise zur Umwelt in Beziehung zu setzen, indem sie diese Beziehung innerhalb ihres Systems (symbolisch) etabliert und beobachtet: „Die Kirche des Mittelalters beobachtete die Unterscheidung Kirche/Welt systemimmanent in der Abendmahlslehre ... Hier ging es nicht darum, das Geheimnis zu lüften. Mit jedem der Modelle zur Wandlung modellierte die Theologie das Verhältnis von Reich Gottes und Welt, oder eben genauer: das Verhältnis zwischen natürlicher und geistlicher Speise, zwischen Selbsterhaltungsordnung und Gnadenordnung, zwischen Wirtschaftssystem und der biblischen Gerechtigkeit des Reiches Gottes“ (99f). – Die Grundthese, die das Buch auf diesem Weg zu präzisieren und zu belegen sucht: Was im Mittelalter unter vollkommen anderen soziokulturellen Rahmenbedingungen funktioniert hat, wird durch die seit Beginn der Neuzeit sich immer mehr beschleunigende und gefräßig um sich greifende Ökonomisierung unmöglich gemacht: „Das Versagen unseres Wirtschaftssystems betrifft die Eucharistie.“ Denn: „Brot und Wein stehen für die materielle Selbsterhaltung in ihrer sozialen Dimension, sie stehen ... für das Wirtschaftssystem. Der Glaube der Eucharistie lässt sich darum auch so ausdrücken: Die Selbsterhaltung der Menschen, sonst Anlass zum Kampf um knappe Güter, bei dem der Mensch des Menschen Wolf wird, sie kann verwandelt werden in die Gerechtigkeit des Reiches Gottes. Dieses geschieht anfanghaft im Gottesdienst selbst, ist aber eschatologisch auf die ganze Welt ausgerichtet und setzt deshalb die Wandlungsfähigkeit voraus. Die Unwandelbarkeit der Verhältnisse stellt mithin den eucharistischen Glauben in Frage“ (17). – Diese These akzentuiert eine Thematik, die in der Liturgiewissenschaft unter anderem unter der Überschrift „Diakonische Dimension der Liturgie“ verhandelt wurde und wird. Sie hebt grundsätzlich zu Recht hervor, dass die entsprechenden Diskurse aktuell verstärkt zu führen sind vor dem Hintergrund einer immer ungerechteren Verteilung der Güter dieser Erde – global wie in vielen einzelnen Gesellschaften –, angesichts der tiefen Krisen von Wirtschafts- und Finanzsystemen, wie sie die vergangenen Jahre geprägt haben, und erst Recht mit Blick auf die extensiven Weisen des Wirtschaftens, die die Ökosysteme wie den ganzen Planeten existentiell gefährden. Die Enzyklika „Laudato si“, aber auch Papst Franziskus’ Schreiben „Evangelii gaudium“ mit dem programmatischen und viel diskutierten Satz: „Diese Wirtschaft tötet“ (Nr. 53) mögen einem da in den Sinn kommen. Nachdem Ruster die Grundthese im ersten Kapitel knapp entwickelt hat, geht er in den folgenden neun Kapiteln den entsprechenden Fragen im Dialog mit verschiedenen prominenten kirchen- und theologiegeschichtlichen Weichenstellungen in puncto Eucharistie nach, wobei er von „O-Tönen“ aus klassischen Texten mittelalterlicher Theologie, aus der Lehrtradition, Eindrücken von ästhetischen Zeugnissen

christlich geprägter Kultur und eben auch Grundelementen und -vollzügen der Liturgie ausgeht. Um Beispiele für Letzteres herauszugreifen: Im dritten Kapitel *Erlösung auf katholisch* (33–47) werden zunächst materielle Versorgung, Anerkennung und Zukunftsvorsorge als drei essentielle Dimensionen menschlicher Selbsterhaltung herausgestellt, die zwar berechtigt seien; aber wenn Selbsterhaltung gemäß diesen drei Dimensionen grenzenlos betrieben werde, erreiche sie, „aufs Ganze gesehen, das Gegenteil von dem, was sie erreichen möchte ... Um so [sic!] dringender ist die Frage, wie die Kräfte der Selbsterhaltung zum Guten und Lebensfördernden hin verwandelt werden können“ (38). Antwort Ruster: durch Anamnese, Doxologie und Epiklese. Die Anamnese habe „Gottes Führung und Fürsorge für sein Volk zum Inhalt“ und sei „primär auf die materielle Selbsterhaltung zu beziehen“; die Doxologie habe „mit der Suche nach Anerkennung zu tun“ und in der Epiklese „wird um das Herabkommen des Heiligen Geistes gebetet. Die Bitte bezieht sich auf die Zukunft ... Der Heilige Geist, um dessen Kommen gebetet wird, ist indessen biblisch aufs Engste mit der Gerechtigkeit assoziiert“ (40f). Das achte Kapitel untersucht die damit angedeuteten Zusammenhänge im Einzelnen anhand des rituellen Gottesdienstes, speziell des Eucharistischen Hochgebets, denn: „Im Reich Gottes zu leben bedeutet ..., Gott als Herrn zu ehren und ihm zu dienen. Da dies so ist, bietet es sich an, den Gottesdienst zu untersuchen, um zu erfahren, was die Ordnung des Reiches Gottes ist“ (120). Die entsprechende Interpretation wird an einer so interessanten Quelle wie der Anaphora von Addai und Mari durchgeführt, und im neunten Kapitel folgen dann Überlegungen zum Zusammenhang von Wandlung und Opfer, die vor allem anhand von Gabenbereitung (namentlich deren Rekonstruktion durch Alex Stock) und Canon Romanus entwickelt werden. Bezüglich des Letzteren orientiert sich Vf. an der Rekonstruktion durch Reinhard Meßner und damit an einer renommierten liturgiewissenschaftlichen Position (vgl. 154–156). Dass Ruster in dieser Interpretationslinie auf der einen und der vorkonziliären Messopferlehre von Johannes Brinktrine auf der anderen Seite letztlich zwei Ausformungen des einen Verständnisses der Eucharistie als „Opfer des Lobes“ sieht (vgl. 153f), ist aber – um es vorsichtig zu sagen – eine doch sehr harmonisierende Vorgehensweise. Das Buch mündet im zehnten Kapitel in ein radikales Plädoyer für eine Ersetzung der Transsubstantiationsdurch die Annihilationslogik: Die herrschenden Verhältnisse ließen, so Ruster, letztlich keine Hoffnung auf einen tatsächlichen Wandel der Welt in Richtung des Reiches Gottes mehr zu: „Leben aus dem Geist Gottes und Leben aus dem Geist des Geldes stehen sich diametral gegenüber. Infolgedessen erweist sich eine restlos geldbestimmte Welt als transsubstantiationsresistent“ (83). In den Zeiten verschärfter Globalisierung führten auch Versuche zur Zähmung der Ökonomie, wie sie etwa die kath. Soziallehre entwickelt habe, nicht mehr weiter (vgl. 104f). Deshalb sei – der Konzeption von 1 Petr nach – zwar nicht eine „kirchliche Sonderwelt“ zu errichten, „sondern vielmehr Beteiligung der Christen an den meisten gesellschaftlichen Systemen (sicher oft mit der Faust in der Tasche) [zu fördern], nur eben an dem nicht, in dem jenes sinnlose Treiben herrscht, denn dies ist Gott um seiner Ehre willen nicht zuzumuten“ (158). Insofern zieht Vf. das Resümee: „In der eucharistischen Logik, der wir in diesem Buch folgen, kommt die klare und unzweideutige Absage der Christen an das bestehende Wirtschaftssystem der Umstellung von Transsubstantiation auf das Modell Annihilation gleich. Die Erwartung, dass die gegebene Ordnung der Selbsterhaltung in die Ordnung des Reiches Gottes gewandelt werden kann, musste aufgegeben werden. Mit einer bloßen Konsubstantiation, einer Art Kohabitation von Reich Gottes und Wirtschaftssystem können wir uns nicht zufrieden geben, denn dafür treibt es die Wirtschaft zu toll. Also bleibt als einzig mögliche Lösung, gemessen an den Vorgaben der Tradition, noch die Annihilation“ (159) – ein Modell, gemäß dem Brot und Wein ausgelöscht und durch Leib und Blut Christi substituiert werden. Zur praktischen Umset-

zung schlägt Ruster eine christl. Variante des Tora-Diskurses vor: Es gehe darum, das am Kriterium der Nützlichkeit orientierte und mit der Frage „Was ist besser?“ verbundene Denken radikal abzulösen durch ein an Gottes Willen orientiertes Denken, das stets fragt: „Was ist richtig?“ Durch immer wieder neue Rückfragen an die schriftliche Tora könne sich auf diese Weise nach und nach die mündliche weiterentwickeln: „Ein Netzwerk von Tora-Diskursen würde die Kirche überziehen. Die Selbstverständlichkeit des allgegenwärtigen Nützlichkeitsdiskurses würde darunter zerrieben. Die ‚stumme Macht‘ der ökonomischen Verhältnisse würde da und dort außer Kraft gesetzt, und siehe da, man würde sehen: Sie ist nicht allmächtig“ (168). Man landete dann wiederum bei den zentralen Elementen der Eucharistie als Leitkategorien: Anamnese (die Tora „ist schon als schriftliche Tora Gesetz und Geschichte, lebendiges Gedächtnis an die Heilstaten Gottes an Israel und den Völkern“), Epiklese (die Tora kann „aber nicht Wirklichkeit werden ... ohne die Kraft des Geistes“) und Doxologie (die ganze Tora mündet, wofür etwa der kanonische Psalter stehen könne, in den Lobpreis; vgl. 174). Und dann wird es schlussendlich ökonomisch ganz konkret (vgl. dazu als Hintergrund die maßgeblich an N. Luhmann orientierten Skizzen zum aktuell dominierenden Wirtschaftssystem in Kap. 5): Das Buch plädiert mit seinen letzten Zeilen für die Einführung eines „sekundären kirchlichen Geldsystems, einer eigenen Währung für Christen, die – gut biblisch! – zinsfrei wäre und nach den ermutigenden Vorgängen mit regionalen Zweitwährungen in den Kirchen Deutschland-, Europa- oder gar weltweit eingeführt werden könnte, der bornierten Kritik der längst ihrer Torheit überführten Wirtschaftsweisen zum Trotz“ (175). – Noch einmal: ein eucharistiethologischer „Traktat“ – vom Stil her teilweise eher Essay –, der viele – auch für die Liturgiewissenschaft – provozierende und polarisierende Thesen entwickelt. Und in einem essayistischen Text darf man auch einmal die größere Geste wählen. Insofern will Rezensent nicht weiter kritisch auf einzelne Gedankengänge eingehen, wobei sich die Auseinandersetzung vor allem im Blick auf eine angemessene theologische Reflexion der eucharistischen Gegenwart Jesu Christi (auch hinsichtlich deren ökumenischer Implikationen; vgl. dazu 104f u. Kap. 7) durchaus lohnen würde. Die Stichhaltigkeit von ökonomischen Theorien, die herangezogen werden, kann Rezensent mangels eigener Kompetenzen kaum angemessen beurteilen. – Das Grundproblem des Buches sind aber sozusagen die ganz großen Gesten: Hier wird ausdrücklich eine Position eingenommen, die sich dem „gute[n] alte[n] katholische[n] Antimodernismus“ verpflichtet weiß, „wenn man darunter nicht den Kampf gegen berechnete innerkirchliche Erneuerung versteht“ (168). Ruster geht es darum, einer „emanzipatorischen Antimoderne“ den Weg zu bereiten: „Kirche als antikapitalistische Gegengesellschaft – ohne Rebellion und Revolution“ (169), sondern als Raum des an der Tora orientierten Diskurses. Das Modell, das hierfür im Verlauf des Buches immer wieder herangezogen wird, ist das der mittelalterlichen Kirche, die – bei allen Defiziten im Einzelnen – das Wirtschaftssystem so zu prägen vermocht habe, dass eine (trotz aller „Macht- und Bereicherungsstrategien des Klerus“ und der Zweideutigkeiten des „mittelalterliche[n] Gnadenkommerzium[s]“ [102] nicht auf das Diesseits fixierte, sondern letztlich am Jenseits ausgerichtete) Kultur entstanden sei, in der Schönheit, Wahrheit und Güte sich hätten etablieren können (vgl. z.B. 26–30). Mit der Neuzeit habe sich hingegen eine Bewegung zunehmend Bahn gebrochen, die letztlich (hier ist der theologische Gewährsmann Erich Przywara; vgl. dazu umfänglich Kap. 4) in die Katastrophe des 2. Weltkriegs eingemündet sei: „Die Nazis sind nicht vom Himmel gefallen. Das ‚Dritte Reich‘ war keine schlechthinige historische Singularität, sowenig es durch einen Vergleich mit anderem relativiert und entschuldigt werden soll ... ‚Der Krieg und Auschwitz sind gerade darin, dass sie den singulären Höhepunkt an Destruktivität und Unmenschlichkeit darstellen, ‚Konsequenz der Modernisierungsgeschichte, die ihre Wurzeln im allgemeinen Boden des bürgerlich-

liberalen und demokratischen Denkens der Moderne hat“ (59f; Zitat von Robert Kurz). Spätestens an solchen Stellen wird überdeutlich, dass Ruster eine äußerst enggeführte Lesart von Moderne und Modernisierung zugrunde legt, die vollkommen einseitig auf deren ökonomische Dimensionen blickt, ohne auch nur im Ansatz die Komplexität der entsprechenden Prozesse zu erfassen oder gar die Fülle mittlerweile vorhandener, zum Teil sehr differenzierter Theoriemodelle wenigstens anzusprechen; vgl. diesbezüglich hingegen jetzt aus theologischer Perspektive z. B. *Katholische Kirche und Moderne*. Hg. von Oliver WIERTZ. Münster 2015 (FTS 73). Um nur einen zentralen Punkt zu nennen: Ruster berücksichtigt überhaupt nicht, dass die von ihm ständig als christlich zu überwindend dargestellte Logik der Selbsterhaltung doch gerade erst mit der Moderne formulierbar wird: als integrale Dimension selbstbewusster Subjektivität. Wo das Subjekt tatsächlich radikal auf seine eigenen Auftrettsbedingungen reflektiert, kann ihm erst Dankbarkeit als ihm ureigene (also: nicht als irgendwie von außen anezogene) Möglichkeit eines angemessenen Grundverhältnisses zur Wirklichkeit aufgehen, ein Grundverhältnis, das sich rituell-gottesdienstlich ausbilden und von da aus weiter entfalten kann. Bei aller Sympathie dafür, dass ein quer denkender Entwurf wie der von Ruster viele für Menschheit wie Schöpfung existenzbedrohende Gefährdungen, die durch Modernisierungsprozesse entstanden sind, schonungslos aufdeckt: Der Weg zu einem glaubwürdigen Christentum in der entfalteten Moderne kann nicht der zurück in eine mittelalterlich geprägte und damit vordemokratische wie voraufklärerische Gesellschaftsform sein, die nicht konsequent von der Autonomie (nicht: Autarkie!) und Freiheit menschlichen Daseins ausgeht. Vielmehr ist – mit Rückbindung an biblische Kategorien wie unter anderem die Gottebenbildlichkeit des Menschen und dessen aufgrund der Sünde unabdingbare Neuschöpfung in Christo – intensiv zu prüfen, wie sich das Projekt einer „katholischen Moderne“ (Charles Taylor) im Einzelnen genauer verfolgen lässt. Unter anderem ginge es dabei um eine adäquate Verhältnisbestimmung religiöser Überzeugungen und demokratischer Diskurse, auch über eine gerechte Wirtschaftsordnung. Und ein wichtiger Themenbereich ist in diesen Zusammenhängen, inwiefern rituell-gottesdienstliche Praxis originärer Ort wirklich zu sich selbst befreiter, selbstbewusster Subjektivität zu sein vermag, beziehungsweise welches auch soziokulturelle Veränderungspotenzial sich daraus ergibt. Im besten Fall sensibilisiert Rusters Studie grundsätzlich für die Notwendigkeit entsprechender Denkbemühungen, wenn man ihren Antwortstrategien auch an vielen Stellen nicht zu folgen vermag.

S. Wi.